Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 54 (1998)
Heft: 4

Artikel: Palimpsest Sprache
Autor: Mettler, Clemens
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422049

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Palimpsest Sprache

Von Clemens Mettler

(Geb. 1936 in Ibach SZ; lebt als Schriftsteller in Zürich und im Tessin. Werke: Glasberg, Roman, 1968; Greller, früher Mittagsbrand, Erzählungen, 1971; Kehrdruck, Erzählungen, 1974; Gleich einem Standbild, so unbewegt, Erzählungen, 1982; Findelbuch, eine Textcollage, 1993; die letzten beiden im Ammann-Verlag, Zürich; Symmetrie, Erzählung, 1998, Edition Howeg, Zürich.)

Interessanterweise sagen wir Schweizerdeutsche für Hochdeutsch gern Schriftdeutsch. Hochdeutsch ist für uns die Sprache, in der wir schreiben. Sprechen tun wir es sosolala. Unwillkürlich ist mir etwas Dialekt in den Satz eingeflossen, so wie auch etwas Französisch! «Hauchdeutsch ist eine schwierige Sprache.» Vergegenwärtigen wir uns hier das helvetische Politikerhochdeutsch, aber klar auch das Hochdeutsch einer Dichterlesung hierzulande. Ich kann mir die Plackerei in der Tat lebhaft vorstellen, die für schweizerdeutsche SchauspielschülerInnen das Erlernen des Bühnenhochdeutschen bedeuten muss. Beherrscht er oder sie es dann, ist es, als spräche aus ihm oder ihr ein völlig anderer Mensch, dem Vorgänger entfremdet.

Ich kann es beim besten Willen und will es deshalb auch gar nicht wesentlich anders, als wie mir der Schnabel gewachsen ist. Er ist allerdings ein Leben lang gewachsen; ich will also mit solcher Aussage nicht gealtertümelt haben. Richtiges Ibächlerisch spreche ich gewiss schon lange nicht mehr. Während der drei Jahre, die ich an der Kunstgewerbeschule Luzern verbracht (und auch verträumt) habe, wirkte Lozärnertüütsch auf mich ein, die eigentümlichen zwei Jahre meines Aufenthalts am Künstlerhaus Boswil das Aargauerische, und ab 1962 hat, mit Unterbrüchen, die Zürcher Mundart mein Sprechdeutsch eingefärbt und durchbeizt. Das Hochdeutsch habe ich, mit aller Mühe, vom Unterricht in Primarschule und Gymnasium und aus den Büchern.

Es ist wohl ein richtiger Palimpsest, was ich heute spreche und auch schreibe. In einen längeren Brief muss unbedingt öppis Tiäläkt inä. – In allsolchem werde ich nur eine Spielart des allgemeinen Phänomens darstellen, dass Sprechweisen und Sprachen zwar sich lokal herausgebildet und allemal ihre ökologische Nische besetzt, aber halt auch auf jede denkbare Weise einander beeinflusst, durchsetzt, sich vermischt und amalgamiert haben. Untergründig lebte das

Idiom des unterworfenen oder friedlich überwanderten Volkes in der Nachfolgebevölkerung weiter. Handel und Verkehr brachten auch Sprachenaustausch. In Zeiten langsamer und schwacher Migration wirkte schon der Hügelkamm zwischen zwei Tälern als eine sprachliche Wasserscheide; im Zeitalter der Mobilität und Globalisierung, dessen vollen Anbruch wir erleben, auf das Weltdorf hin, dringt ubiquitäre Information in den hintersten Krachen vor.

Aquarellisch, so laviert und lasiert sich das durcheinander, auf weiteste Sicht babylonisch polyglott.

Noch immer sprechen wir Keltisch, in Ortsnamen, über Lehn- und Fremdwörter Lateinisch, Griechisch, Französisch, Italienisch und, wow, mehr und mehr Englisch ... Floskelnweise können wir Jiddisch und Jenisch, Minderheitssprachen. Und natürlich tradieren wir Vater- und Muttersprache. Aber auch erfinden wir Sohnes- und Tochtersprache, ums Sichabsetzen bemühte. Wir dörfeln und städtern. Wir kindeln und theatern und balbeln und kaudern. Mit dem Kätzlein sprechen wir Kätzisch, mit dem Hund Hündisch. Was nicht noch alles!!

Empfindet der Chaos-Wissenschaftler sein «linear» bzw. «nichtlinear», das er sprechend und schreibend alltäglich gebraucht, noch als Fremdwort? Das aus «Finnegans Wake» von James Joyce entnommene Spezialwort «Quark» für etwas Subatomisches kommt mir mehr als vertraut vor, so vertraut wie Zieger und Käse (hatte Joyce es aus dem Deutschen?).

Vater erzählte nebst vielen andern gern diesen Witz: Ein Gast sitzt am Tisch im Gartenrestaurant und verspeist zum Zeitunglesen Salametti. Quasiautomatisch führt er sich eins nach dem andern zu Munde. Von ihm unbemerkt ist eine Kapuzinerschnecke (rote Nacktschnecke) das Tischbein herauf, auf die Tischplatte, in den Teller herein gekrochen. – Fragt am Schluss die Serviererin: «So, wie waren die Salametti?» Der Gast: «Prima! Besonders das letzte war ein Delikatessen und saftig!»

Wusste ich Primarschüler wirklich, was an der Ehernen Schlange das «ehern» bedeutet? Was irdene Gefässe wären? Was überhaupt «Katechismus» heisst? Unaufhörlich fragen konnte man doch nicht!

Jeder Mensch hat seine Sprache. Der Essayist die Worte, die ihm vorab, immer wieder unterlaufen, und die Epikerin jenes eine, das sie

buchstäblich, wie ihr eines Tages zu Bewusstsein kommt, noch gar nie gebraucht hat. Jedes Sprachverständnis, auch des Erwachsenen, kennt seine vagen bis blinden Stellen, an denen simpel geglaubt wird, dass sie etwas oder ihr Gewisses besagen. Man kann doch nicht im Vortragssaal den Duden zücken!

Als kleiner poetisierender Gymnasiast verwendete ich «Knirren» für das Geräusch des Fahnentuchs und bedachte von weitem nicht, dass es ein Neologismus war.

Ein Innerschwyzerwort weiss ich, für das ich durchaus keine Entsprechung im Hochdeutschen finde: riglä. Es evoziert das Geräusch, das entsteht, wenn wir mit Händen in einem Sack voller Baumnüsse wühlen. Etwa klirren? Eine Kette, eine Fensterscheibe klirrt. Aber die aneinander sich reibenden und gegeneinander schlagenden Nüsse machen und sagen etwas sehr Anderes.

Während ich dies überlese, kommen mir schon Zweifel: Klirren Nüsse nicht auch? Jedenfalls: Riglä gibt auch das Werfungshafte wieder, die Einherpurzelei, das Wühlen der Hände.

Postskriptum

Dass auch das Erlernen des Schweizerdeutschen einem erwachsenen Deutschbürtigen einige Schwierigkeiten bereiten kann, beweist die Frage, die ich meinen Kollegen V. N. seiner Familie stellen hörte: «Woo isch de Schtuubsuuger?»